

**Markus Amann**

## **Vier Merkmale Philosophischer Praxis**

**Bei diesem Text handelt es sich um einen Auszug aus dem Festvortrag, den ich anlässlich meines fünfzigsten Geburtstages am 6. November 2015 im Stadtmuseum St. Pölten zur nachträglichen offiziellen Eröffnung meiner Philosophischen Praxis gehalten habe.**

(...)

Da ich im Unterschied zu meiner Praxis für Supervision & Coaching die Philosophische Praxis nie offiziell/formell eröffnet habe – obwohl ich eine solche schon seit vielen Jahren betreibe, möchte ich die Feier dieses runden Geburtstages zum Anlass nehmen, dies hier und heute nachzuholen.

Freude erleben wir ja immer und vor allem dann am intensivsten, wenn in unserem Leben etwas besser gelingt als wir es erwartet hatten. Oder – so war es im Falle meiner Philosophischen Praxis – wenn etwas eintritt, das wir niemals gewagt hätten zu erwarten oder zu hoffen. Das unerwartet Eintretene, dieser Lebensüberschuss, der uns plötzlich überrumpelt, erfüllt immer und am meisten mit Freude.

Als eine verzweifelte Mutter den Philosophen Odo Marquard einmal gefragt hatte, was er von der Schnapsidee ihres Sohnes Philosophie zu studieren halte, antwortete dieser: „Wissen Sie, gnädige Frau, das Studium der Philosophie ist in der Regel nicht der Anfang einer Karriere sondern der Beginn einer Tragödie.“ (Anmerkung: Odo Marquard ist der Lehrer Gerd Achenbachs, der wiederum als Philosophischer Praktiker einer meiner wichtigsten Lehrer ist.)

Als ich mich in der Mitte der Achtzigerjahre für das Philosophiestudium eingeschrieben hatte, war mir klar, dass diese Entscheidung für meine berufliche Laufbahn bedeuten kann, dass ich mich in meinem Leben, zumindest was die materielle Seite anbelangt, aller Wahrscheinlichkeit nach mit wenig begnügen muss. Ich hatte diese Entscheidung rein aus Interesse getroffen,

ohne Hoffnungen auf Anwendung im Beruf damit zu verbinden. Eine bittersüße Wahl. Vielleicht damals auch mit einer Beimengung einer gewissen Unbekümmertheit, Arroganz oder einer jugendlich-intellektuellen Hybris verbunden.

Heute über Erfahrungen als Philosophischer Praktiker berichten können zu dürfen erscheint mir daher als eines der großen Wunder meines Lebens, eine der großen Unwahrscheinlichkeiten. „Dürfen“ sage ich darum, weil die PP das Geschenk des Vertrauens meines Gegenübers voraussetzt, durch welches solche Gespräche ja überhaupt erst möglich werden. Das Entstehen der PP ist *ein* Beispiel für jene tief empfundene Freude und Zufriedenheit, die dann entsteht, wenn etwas in unserem Leben eintritt, das wir nie zu hoffen gewagt hätten.

Es ist auch einer jener Fälle, in welchem gleichsam eine innere Entwicklung von außen, oder *scheinbar* von außen auf uns zuzukommen scheint.

Ich weiß nicht, ob jemand von Euch zufällig den Film „die Sprache des Herzens“ gesehen hat. In diesem Film geht es um eine Geschichte, die sehr viel Ähnlichkeit mit dem hat, was in der PP geschieht. Er erzählt von der Lebens- und Leidensgeschichte der Taubblinden Marie Heurtin im ausgehenden 19. Jahrhundert. Darin geht es auch um ein solches Ereignis, das im Leben der Nonne Marguerite scheinbar von außen auf sie zukam. Als sie das taubblinde Mädchen Marie das erste Mal trifft, schreibt sie in ihr Tagebuch: „Heute bin ich einer Seele begegnet.“ In diesem Augenblick, in dieser Begegnung, hatte sie die Aufgabe ihres Lebens gefunden, die Aufgabe nämlich, mit diesem Mädchen und für dieses Mädchen eine Sprache zu erfinden, die es dem Kind ermöglichen würde, aus ihrer dunklen Welt der Vereinsamung auszubrechen, um an der Welt der anderen und einer größeren und weiteren Welt teilnehmen zu können.

Die Idee zur Gründung einer Philosophischen Praxis ist wie im Film „die Sprache des Herzens“ auch mit und durch die Anregungen seelenverwandter Menschen entstanden.

Ich war nämlich schon seit einigen Jahren als Supervisor und Coach in freier Praxis tätig, als hin und wieder auch Personen aus privatem Interesse meine Dienste in Anspruch zu nehmen begannen. Es waren dies Menschen sehr

verschiedenen Lebensalters und in sehr unterschiedlichen Lebenslagen, mit verschiedensten Fragen. Ihr gemeinsames Interesse bestand nicht in der Art ihrer Anliegen, sondern mehr *in der Art und Weise, wie sie diese Fragen, Anliegen oder Nöte besprochen haben wollten*. Sie suchten, einfach gesagt, einen eher geisteswissenschaftlich gefärbten, philosophischen und idealerweise vielleicht auch geistreichen Hintergrund der Reflexion, um sich über sich selbst aufzuklären. Oder, anders ausgedrückt, um in der Anwesenheit eines anderen mit sich selbst zu Rate zu gehen.

Ähnlich wie in der Geschichte „die Sprache des Herzens“, in der die Nonne Marguerite bei der Begegnung mit dem taub-blinden Mädchen ihre Lebensaufgabe gefunden hatte, war bei mir die Begegnung mit einem jungen Herrn der zündende Funke, der entscheidende letzte Anstoß, der mich schlussendlich dazu bewogen hatte, mich an das Projekt einer Philosophischen Praxis heranzuwagen.

Ein damals achtzehnjähriger Maturant suchte mich mit einem sehr persönlichen Problem in meiner Praxis auf, und fragte, ob ich ihn in dieser Angelegenheit „coachen“ könne. Ich bat ihn, mir sein Anliegen zu schildern. Er könne im Übrigen unsere Gespräche nennen, wie er wolle, wichtig sei ja ohnehin nur, ob er mit seinem Anliegen vorankomme. Er gab dann als sein Leiden an, dass er keine Freunde finde, bzw. dass immer nur *er* es sei, der die anderen anrufe. Von sich aus würden sie sich nie oder nur selten bei ihm melden.

Es entwickelte sich in der Folge ein sehr interessantes und anregendes mehrteiliges Gespräch mit einigen Sitzungen im monatlichen Abstand. Im Verlauf einer dieser Sitzungen kam ich auch auf eine Bemerkung in Platons Dialog „Symposion“ zu sprechen, wo es ja ausschließlich um Freundschaft geht. Diese Bemerkung, hinterließ bei meinem jungen Gast einen starken Eindruck und trug nach seiner Angabe mit zur Linderung seiner Not bei.

Ich hatte vor dieser Beratung keine Ahnung, was diesem jungen Herrn helfen könnte. Die Idee kam mir erst im Gespräch. Angeregt durch die Art, wie er sein Problem vortrug. Das ist im Übrigen bis heute so geblieben: ich kann nie im Vorhinein wissen, was ich in einem bestimmten Fall machen oder sagen werde. Dies geschieht immer überraschend. Unerwartet. Im besagten Fall war es Platon, der sich als dritter im Bunde anbot und uns zur Seite stand.

Die Gespräche über Freundschaft, die ich mit diesem jungen Herrn führte, scheinen mir geeignet zusammenfassend **vier charakteristische Merkmale Philosophischer Praxis** zu benennen. Philosophische Praxis wie ich sie verstehen möchte.

**Zwischenbemerkung. Wichtig: Es geht hier nicht um eine Falldarstellung – das würde viel mehr Zeit erfordern, und in diesem Falle möglicherweise das Diskretionsgebot verletzen – ich möchte nur anhand eines Beispiels 4 Merkmale Philosophischer Praxis erläutern.**

1. DAS ERLERNEN DER SPRACHE MEINES GEGENÜBERS. Das ist das wichtigste und erste Grundprinzip, die alles entscheidende Grundhaltung: Genau dem zu folgen, was mir der andere sagen will. In der PP versuche ich genau zuzuhören und die Sprache meines Gegenübers zu erlernen. Im wörtlichen Sinne. Das Gesagte und die verwendeten Worte genau so aufzufassen, wie sie gemeint sind. D.h. ich mache genau das Gegenteil dessen, das für den gegenwärtigen modernen oder postmodernen Menschen eigentlich typisch ist. Dieser versucht den anderen meistens von einer bestimmten erlernten oder, noch schlimmer, unreflektiert übernommenen Theorie her zu begreifen, um ihn dann, von eben dieser Theorie ausgehend, einer bestimmten, bereits festgelegten praktischen Prozedur zu unterziehen. Ganz im Gegenteil dazu übe ich mich während des Zuhörens ganz gezielt und bewusst der Enthaltung theoretischer Vorannahmen, oder vermeintlich kluger psychologischer Unterstellungen. Diese Übung der Zurückhaltung, der Enthaltung theoretischer Vorannahmen hatte man in der antiken Philosophie übrigens einmal als *Epoché* bezeichnet (von ep-echein, zurück-halten).

Diese Zurückhaltung des theoretischen Vor-Urteils ermöglicht es, die Einmaligkeit der Person und des Gesprächs zu würdigen und das latente Selbst-sein im jeweiligen, individuellen Leben und für dieses Leben, zur Sprache zu bringen. Dafür mag es zwar vielleicht jeweils Analogien geben, in aller Regel jedoch noch keine Sprache oder kein Vorbild. (das ist wirklich so, es hat in meiner Philosophischen Praxis noch nie eine Beratung gegeben, in welcher das Hauptthema gleich war wie in einer anderen. Beratungen sind immer unvergleichbar.)

Es gibt im Wilhelm Meister, in den Wanderjahren, eine Stelle, in der Goethe auf die Schwierigkeit dieser individuellen Sprachfindung oder *Sprachwerdung* hinweist:

„Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Besterben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Jeder prüfe sich, und er wird finden, dass dies viel schwerer sei als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meistens besser, als er sich ausspricht.“

Robert Walser hat dieses erste Prinzip einmal sehr schön in Form einer Negation ausgedrückt:

„Niemand ist berechtigt sich mir gegenüber so zu benehmen als kenne er mich.“

Das Erlernen der Sprache des Gegenübers sowohl, als auch die Übung in der Entsagung oder Zurückhaltung theoretischer Vorurteile, würdigt die Tatsache, dass jede Beratung vorbildlos und nicht wiederholbar ist. Ich halte es schlicht für eine (nachvollziehbare) Denkfaulheit, wenn Berater Schemata und Praxisroutinen für ihre Beratungspraxis entwickeln. Tatsache ist: Es gibt keine Routine in der PP. Es gibt, auch was den Zeitrahmen betrifft, keine Routinen. Es gibt manchmal Beratungen, die nur eine oder einige wenige Sitzungen dauern, weil der Gast bereits reife Früchte mitbringt, die nur noch gepflückt werden wollen. Dann gibt es wiederum Beratungen, die Geduld und einen langen Atem erfordern, wo es z.B. darum geht lange Talsohlen und Verwerfungen einer tiefen Schwermut mit jemandem gemeinsam zu durchwandern, um zu weiteren und helleren Aussichten zu gelangen.

## 2. Die zweite Charakteristik der Philosophischen Praxis: DAS PROBLEM ANSCHLUSSFÄHIG MACHEN.

(Diesen Begriff habe ich von Gerd Achenbach, einem meiner wichtigsten Philosophischen Lehrer übernommen.)

Nachdem ich mich mit dem Gast der PP in diese unbekannte Offenheit seines Selbstverständnisses hinausgewagt habe, ergibt es sich meistens natürlicher Weise - eben aus der Art, wie der Gast sein Problem vorträgt – dass sich ein Bezug zu einer Frage oder einem Problem herstellen lässt, das in der Philosophie oder Wissenschaftsgeschichte schon einmal, und zwar meist sehr differenziert diskutiert und entwickelt wurde. Durch diese Einbeziehung in eine allgemein beachtete Fragestellung wird das Problem, welches mein Gast in eine einsame Sackgasse geführt hatte, sozusagen „anschlussfähig“ gemacht. Im Falle des Problems mit den ausbleibenden Freunden, kam mir unweigerlich eine Stelle in Platons Symposion in den Sinn, in welcher gesagt wird, *dass die Liebe im Liebenden und nicht im Geliebten sei*. Damit brachten wir uns mit seinem Problem in eine Gesprächsrunde ein, in der Geister oder Seelen wie Sokrates, der Heerführer Alkibiades und Komödiendichter Aristophanes mitdiskutierten. Das führte wiederum dazu, was ich in der PP gerne als

3. das UPGRADEN DER FRAGESTELLUNG bezeichne. Die Feststellung, dass die Liebe im Liebenden und nicht im Geliebten sei, führte nämlich zu einer Neustellung der ursprünglichen Frage. Ich machte den Vorschlag, dass aus platonisch-aristotelischer Sicht die Frage „wie finde ich einen Freund?“ oder die Klage „wie kommt es, dass ich so arm/bemitleidenswert bin, keine Freunde zu finden?“ man auch anders stellen könnte, nämlich: „Wie kann *ich* ein guter, oder besserer Freund sein?“. Diese Fokus-Verschiebung von der Bedürftigkeit weg und mehr auf das Selbstsein hin wäre auch eine stoische Wendung der Frage, gemäß dem Grundprinzip Epiktets, genau das, was in unserer Macht *stehe*, von dem zu unterscheiden, worüber wir *nicht* gebieten können, um uns dann auf das in unserer Macht Stehende zu konzentrieren. Wenn ich mich damit beschäftige, wie ich ein guter Freund sein kann, habe ich das Problem sozusagen in meinen eigenen Mächtigkeitbereich herübergezogen. So z.B.: Was ist gut an mir und meinem Charakter? Welchen guten Eigenschaften an mir könnte sich ein anderer - im Falle eines glücklichen Zusammentreffens verwandter Seelen - erfreuen oder sich als würdig erweisen? Mit dieser Weiterentwicklung der Fragestellung folgen wir auch dem, was die griechische Philosophie einst

neu eingeführt hatte: Die Problematisierung. Die Problematisierung der Fragestellung. Die Problematisierung des als selbstverständlich Angenommenen, des aus Gewohnheit und unreflektiert Übernommenen, um dieses vermeintlich Selbstverständliche einer genauen Überprüfung zu unterziehen.

Man könnte dieses Upgrade der Fragestellung auch mit der Heideggerschen Wendung als „die Frage fragender machen“ umschreiben.

4. Diese Problematisierung gelingt leichter und besser durch DIE BEZUGNAHME AUF ETWAS DRITTES, welches die Unterhaltung geistig bereichert. Das ist viel erbaulicher, als wenn man schamlos das nackte Problem seines Gesprächspartners ins Visier nimmt, was sehr prosaisch und phantasielos ist. Außerdem: Wer lässt sich schon gerne belehren oder moralisieren?

Das Dritte kann vieles sein: ein Roman, eine Erzählung, ein Gedicht, ein Kunstwerk, eine gegenwärtige Diskussion in den Medien, ein Film, ein Theaterstück, was auch immer. In dem Gespräch mit dem jungen Herrn war es Platons Symposion. Die Einführung dieses Dritten, im besprochenen Fall eine geistesgeschichtlich äußerst wirksame und folgenreiche Schrift, erlebte der junge Gesprächspartner auch als eine große und unerwartete Wertschätzung seiner gramvollen und zermürenden Grübeleien. Die Bezugnahme auf etwas Drittes gibt dem Gast der PP darüber hinaus auch mehr Denk- und Handlungsspielraum, als es das direkte Ansprechen des Problems vermag, welches zumeist als abschreckend und platt empfunden wird und darüber hinaus den so Angesprochenen in eine Defensivposition nötigt. Die Bezugnahme auf etwas Drittes ist der elegantere und indirekte Weg. Indirekte Wege sind in der Beratung meistens besser gangbar als direkte, ganz abgesehen davon, dass sie auch den Vorzug mit sich bringen, die Problemstellung geistig und ästhetisch zu erweitern und zu bereichern.

(...)